

Die Seite der Frau

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **102 (1976)**

Heft 44

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

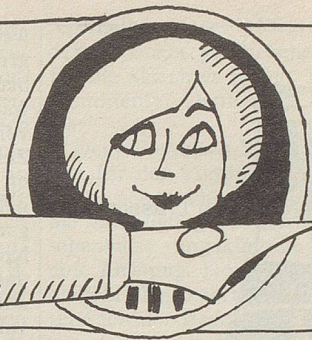
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Seite der Frau



Fasse dich kurz!

Nun soll bei der PTT also auch für Ortsgespräche die Zeitimpulszahlung eingeführt werden. Fest steht, dass dadurch ein Telefongespräch mit der am andern Stadteinde wohnenden Mutter oder Freundin viel teurer wird, falls es länger als eine noch festzusetzende Anzahl von Minuten dauert. Wir Frauen sind ja bekannt dafür, dass wir gerne lang und ausgiebig telefonieren. Mag sein. Aber das hat seine Gründe. Eine Hausfrau, die tagsüber kaum unter erwachsene Menschen kommt und deren Mann abends in einer Sitzung sitzt, hat vielleicht das Bedürfnis, wenn die Kinder im Bett sind, mit einer Freundin etwas zu besprechen, was sie den Tag über beschäftigt hat, oder einfach einen ausgiebigen Schwatz zu halten. Nicht jede hat ihren Zweitwagen, und nicht jede kann fortgehen, wenn es ihr passt. Auch berufstätige Frauen, die tagsüber konzentriert arbeiten, sind abends nach getaner Hausarbeit oft zu müde, ihren weit entfernten Freunden oder Verwandten noch einen Besuch zu machen. Wenn sie dabei gar auf ein Bähnli oder eine Postautoverbindung angewiesen sind, vergehen ihnen Lust und Elan dazu, und das Telefongespräch bietet ihnen wenigstens einen kleinen Ersatz, eine Erholung und Entspannung.

Am schlimmsten betroffen von der neuen Massnahme werden ohne Zweifel alte, invalide und kranke Menschen sein. In den letzten Jahren haben sich da und dort sogenannte Telefonketten gebildet, wobei eine Gruppe betagter Männer und Frauen übereinkommt, dass jeder von ihnen regelmässig ein bestimmtes Mitglied der Kette zu einer bestimmten Tageszeit anruft. Auf diese Weise ist es auch möglich, bei Bedarf einem Menschen rasch zu helfen. Solche Telefonketten haben sich gut bewährt, nicht zuletzt auch wegen der Freundschaften, die sich daraus ergeben haben. Abgesehen davon, dass es für einen alten Menschen, der bettlägerig ist oder sonst nicht mehr ausgehen kann, einen grossen Unterschied bedeutet, ob er sich jeden Tag auf einen Anruf freuen kann, oder ob er fast gänzlich von der Umwelt abgeschnitten ist. Immer mehr Menschen verbringen jetzt ihre alten Tage dort, wo sie auch den Grossteil ihres Lebens zugebracht haben, wo man sie kennt, wo sie eben ihre alten Freunde haben. Nach der neuen Ordnung werden aber künftig halb- oder gar ganzstündige Telefonate auch im Nahverkehr für Rentner und ihre Verwandten und Freunde kaum mehr erschwinglich sein.

Bleibt noch die gute alte Briefpost, die wohl künftig nur wenig teurer sein wird als ein dreiminütiges Nahgespräch, aber aus andern Gründen weniger beliebt.

Die, welche also weiterhin beim Telefon bleiben wollen (denn wer bringt die Post zum Kasten und wer besorgt die vielen Briefmarken?), müssen endlich ein bisschen erfinderisch werden und sich einige Abkürzungen einfallen lassen. Den Anfang eines Telefongesprächs mit Ihrer Mutter oder Schwiegermutter stelle ich mir dann etwa so vor: «Sama wigts?» (Saltü Mama, wie geht's?) Und vom andern Ende der Leitung hören Sie: «Dagu Bewe (danke, gut, aber die Beine tun mir weh). Wamaha?» (Was macht Hans?) Und in diesem heimeligen Tonfall plaudern Sie dann einige volle Minuten lang gemütlich weiter. Sie müssen sich bloss ein wenig konzentrieren dabei und keine Pausen machen beim Reden. Und Ihre Mutter muss natürlich dasselbe tun. Am besten, Sie stellen ein Metronom neben den Telefonapparat, das bringt Sie in den richtigen Rhythmus; eine Sanduhr genügt da nicht mehr.

Vielleicht wird auch die PTT mit der Zeit dazu übergehen, gängige Abkürzungen zum Selbstkostenpreis herauszugeben, die man an die Wand hängen kann; das EMD wird ihr dabei gewiss nützliche Dienste leisten. Noch besser wäre es allerdings, wenn sie auf ihr Vorhaben nezkä und es ganivewiwü (noch einmal zurückkäme und es gar nicht verwirklichen würde).

Nina

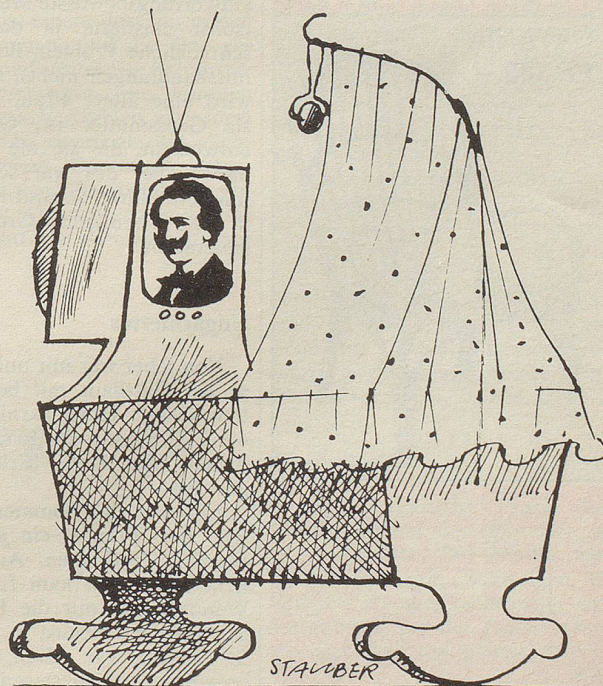
Zum Thema «Grosseltern»

Er hat mich schon ein wenig gewurmt, dieser Artikel in Nr. 37, worin die «echten Grosseltern» gesucht werden. Geschrieben ist er von einer jungen Mutter, deren Kinder anscheinend Pech haben mit ihren Grosseltern, die sich nur sehr wenig um die Enkel kümmern, wohingegen sie, die junge Frau, die schönsten Erinnerungen an ihre eigenen Grosseltern hat. Es dünkt mich aber schon eine leicht stotzige Methode, dieses anscheinend missglückte Exemplar mit der ganzen übrigen Grosselterngeneration in den gleichen Topf zu werfen, mit der Etikette: schlechte Qualität, da lebenslustig, egoistisch und zu aktiv (was immer das auch heissen mag).

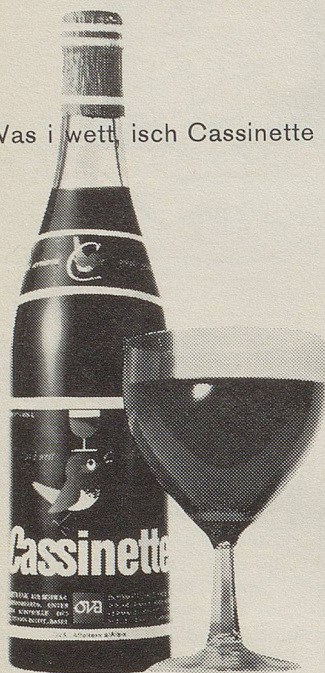
Auch unsere Kinder hatten das grosse Glück, liebe und gütige Grosseltern zu besitzen, d. h. das stimmte nur für das eine Grosselternpaar. Das Pendant dazu, also die andern Grosseltern, war

den Kindern gegenüber absolut verständnislos. Man sieht, auch in jener gern glorifizierten Generation gab es aller Gattig Grosseltern.

In meinem Freundinnen- und Bekanntenkreis sind in den letzten Jahren alle in den Grossmutterstand gerutscht wie ich. Meistens haben sie auch noch ein zu gross gewordenes Haus auf dem Buckel, das sie irgendwie in Schuss halten sollten, und hegen diskrete Träume von einer praktischen, kleinen Wohnung. Aber wie überaus chummelig ist so ein Haus, wenn es gilt, die Enkelkinder einzuquartieren, für kurz oder auch länger. Wenn dann gar ein junges Mami krank wird und niemand zur Pflege hat zu Hause, so kann man es, samt dazugehörigen Kinderlein, bequem unterbringen. Dann allerdings muss das Grossmami einen Dauerspurt einlegen! Was in einem solchen Zusammenhang «aktiv sein» heisst, braucht keine weitere Erklärung, besonders,



Was i wett isch Cassinette



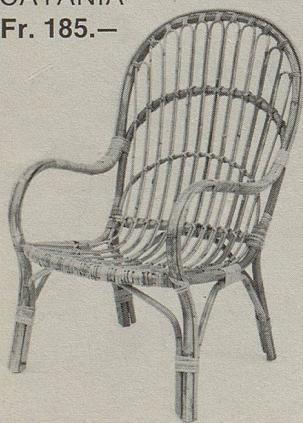
Cassinette ist gesundheitlich
wertvoll durch seinen hohen
Gehalt an fruchteigenem

Vitamin C

Ein **OVO**-Produkt

**Rohrmöbel
sind
Wohnmöbel**

CATANIA
Fr. 185.—



Versand in die ganze Schweiz.

**kunsthandwerk
anderegg**

Kramgasse 48 3000 Bern
Telefon 031 22 02 01

wenn keine Marie im Hintergrund waltet, was ja bei der früheren Generation oft der Fall war. Ich habe eine ganze Reihe von Freundinnen, die von Zeit zu Zeit auch einen solchen Rummel im Hause haben und das ganz natürlich finden. Allerdings – um ganz ehrlich zu sein – nach gehabter Invasion chlönen wir dann per Telefon der einen oder andern Freundin ins verständnisvolle Ohr, und das tut wohl, ob schon man ja selber weiss, dass es einem gar nicht ernst ist damit.

In «normalen» Zeiten kommen unsere Enkelkinder pro Woche an zwei Tagen zu uns, an einem Tag der eine Stamm, am zweiten der andere, und das dazugehörige Mami kann für ein paar Stunden frei «ume swanze», wie das Fachwort beim Kleinsten heisst. Kommt es dann am Abend wieder, vergnügt und angeregt, nimmt es seine kleine Brut gerne wieder unter das eigene Gefieder, und nach einem herzlichen Händedruck dampft es von dannen. Das Grossmami aber plumpst in den nächsten Lehnstuhl, nicht um Märchen zu erzählen, ob schon ja ein Lehnstuhl die klassische Sitzgelegenheit dazu wäre. Nein, es schnauft ein paarmal ganz tief, bevor es ans Pfad geht, damit der heimkehrende Grosspapi sich nicht einen Fuss vertrapet im Chlötzlisalat am Boden.

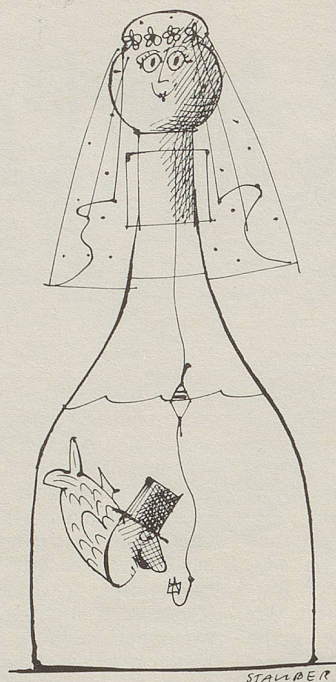
Ich glaube, dass manche Jungen fälschlicherweise der Meinung sind, «d Grossmutter» sei so eine Art garantierter Institution, ganz dem Schema einer gütigen, alten Frau entsprechend – und immer gäbig zur Hand! Aber so wenig eine junge Frau, wenn sie ein Buschi bekommt, automatisch eine gute und verantwortungsbewusste Mutter wird (sonst existierte ja das ganze schreckliche Problem der Kindsmisshandlungen nicht), so wenig wird eine ältere Frau, nur weil sie Grossmutter ist, Qualitäten entwickeln, die sie nie besessen hat – aber das war schon vor hundert Jahren so und nicht erst in der heutigen Grosseltern generation!

Leonore

Ungarniertes

Von jeher war mir unklar, wieso ein Gasthaus mit beschränktem Service Hotel garni genannt wird. Die jüngsten Erfahrungen haben mir keine Erleuchtung gebracht.

Im vorletzten Sommer suchten wir, zwei Frauen, ein garniertes Haus in Interlaken. Aus beruflichen Gründen kam für unsere Wanderferien nur die Hauptsaison Juli und August in Betracht. So buchten wir schon im April in einem alteingesessenen Haus



ein ruhiggelegenes Zweierzimmer mit Dusche und eigenem WC. Auf die schriftliche Bestellung folgte die verlangte schriftliche Bestätigung.

An einem brennend heissen Tag fuhren wir beim besagten Hotel garni vor; nicht im Mercedes oder wenigstens VW, sondern in einem Gütschli, das ein braver Gaul zog. Die Erleichterung seitens des Hoteliers, dass nicht ein selbstbewusster Herr mit Gattin oder Freundin anrückte, sondern zwei Frauen «in den besten Jahren», muss gross gewesen sein. Der junge Hotelier rief seine Mutter herbei und verschwand im Hintergrund. Diese erklärte, sie werde uns für eine Nacht ein anderes Zimmer geben; das bestellte sei noch nicht frei. Es folgte keine Entschuldigung. Der Ersatzraum war nett, aber ohne Komfort. Da ich eine Grippe auszukurieren hatte, war ich nicht zum Protestieren aufgelegt. Wir fühlten uns überrumpelt und betrogen: Der Service war gar nicht «garni».

Mit spöttischen Blicken mass man uns jeweils, wenn wir in Wanderhosen und -schuhen das Haus verliessen. Einmal zeigte der Hotelier mit dem Finger auf uns und sagte zu einem Ausländer: «Touristic people!»

Auch dieses Jahr mussten wir unsere Ferien im August beziehen. Wir hatten einen uns noch unbekannten Ort im untern Wallis ausgesucht. Im April richtete ich meine Anfrage an ein ausserhalb des betreffenden Ortes gelegenes Hotel garni. Als Offerte ging ein Zirkular mit Nummer ein, und auch in der Folge war jede eingehende Botschaft ein

numeriertes Zirkular. Ich bestellte den gewünschten Raum, leistete die verlangten «arrhes» (Pfandgeld) und ersuchte gleichzeitig um Bescheid, wie wir ohne Auto vom Dorfzentrum zum Hotel gelangen könnten. Es bedurfte eines weiteren Schreibens meinerseits, bis wir wussten, dass man sich – vom Postterminus an – des «Service public» zu bedienen habe.

Unsere Reise ins untere Wallis fand an einem unfreundlichen Tag statt. Der Mistral blies unbarmherzig im Rhonetal und jagte hinter grauen Regenwolken her. Mit dem «Service public» im Bergdorf fanden wir nach Umfragen an Ort und Stelle den Rank. Wir waren aber durchfroren und freuten uns auf eine warme Unterkunft.

Doch man freut sich nicht ungestraft auf garnierte Hotels. Der seit einem Vierteljahr bestellte Raum war zwar reserviert, aber kalt wie ein Eisschrank. Das beserte sich immerhin am zweiten Tag.

In einem Eiskasten zu wohnen, schien das Verlangen der ganzen Belegschaft zu sein, mit Ausnahme des jungen Fräuleins der Réception. Tiefgekühlt war vor allem die Dame des Hauses. Mit einer Duldermiene ohnegleichen servierte sie uns das Frühstück, von Zeit zu Zeit abgelöst durch Serviertöchter, die stumm wie sie durch den Raum glitten. Wir vermuteten, dass es sich bei der jungen Frau um die Prinzessin aus dem Märchen vom König Drosselbart handelte. Diese musste sich ja zur Strafe für ihren Hochmut zum Aufpassen und Aufwaschen und dergleichen erniedrigen: «Ich arme Jungfer zart, ach hätt ich genommen den König Drosselbart.» Isabella

«Eine unbezahlte Arbeitskraft»

Antwort an N.O. Scarpi (Nebi Nr. 38)

Lieber Herr Scarpi, gestatten Sie mir, Sie als alte Leserin des Nebelspalters, Ihrer Beiträge und Bücher, so zu nennen.

Ich glaube, ich erlebe diese «Epoche» der bezahlten Hausfrau nicht mehr! Schade, es wird sie aber auch nie geben! Ich zitiere hier ein deutsches Lied als Frage: «Wer soll das bezahlen, wer hat so viel Geld ...»

Spass beiseite. Auch Sie sind sehr vertraut mit dem harten Boden der Wirklichkeit, und Frauenstimmrecht hin oder her, der Ehemann, wenn er nicht gerade Direktor eines Unternehmens ist, hat einfach Ende eines jeden Monats, wenn alle Rechnungen bezahlt sind, nichts mehr übrig, um seine Liebste angemessen zu honorieren.

Soll der Staat in diese Lücke springen? Nein, denn dies ginge

ja nur wieder auf noch höhere Kosten unseres schon viel zu sehr mit Steuern strapazierten Geldbeutels.

Es ist nett und lieb, dass Sie an uns «Heimchen am Herd» gedacht haben. Eines haben Sie aber nicht bedacht: Jede Frau, die ihre Familie und den Haushalt liebt, tut dies gern ohne Lohn. Will die Hausfrau nicht «Nur-Hausfrau» sein, so soll sie die Haushaltung an den Nagel hängen und eine bezahlte Arbeit suchen.

Ihr Satz gefällt mir übrigens gar nicht: «und das alles für Quartier und Nahrung.» Eine gute Ehe sollte doch auf einer höheren Ebene stehen als nur der «für Quartier und Nahrung». Diese Bezeichnung passt besser zum Militärdienst.

Eine Ehereform in dieser finanziellen Hinsicht ist eine reine Utopie. Uebrigens gäbe es sicher auch nach einer solchen Reform noch auf den Tisch schlagende Männer, es soll aber auch Teller werfende Frauen geben.

Ich glaube, wir Schweizer «Nur-Hausfrauen» fühlen uns in unserer Haut nicht schlechter als die «Lohn-Empfängerin», die ja ihre Arbeit nicht frei einteilen kann, wie die Hausfrau, die viel freier ist und ruhig auch einmal ein paar Stunden während des Tages etwas tun kann, was ihr passt.

Trotzdem vielen Dank, Herr Scarpi, dass Sie für uns Hausfrauen eintreten. *Hermine*

Rauchbetrachtungen

Jetzt geht es vorwärts mit unserer Gleichberechtigung! Noch vor ein paar Jahren war es shocking, wenn ein weibliches Wesen auf der Strasse eine Zigarette rauchte. Solches Tun war den Männern allein vorbehalten. Nun sind es ihrer so viele, dass es sich kaum mehr lohnt hinzuschauen. Es gehört zum Strassenbild in einer modernen Stadt, basta!

Ich habe gar nichts gegen das Rauchen, sind wir zwar – dem weisen Rat des Onkel Doktors folgend – zwei ältere Nichtmehraucher geworden. Trotzdem setzen wir uns beileibe nicht ins Nichtraucher-Eggli im Restaurant oder in der Bahn. Im Gegenteil, wir schnüfeln den Rauchgeruch gern ein. Auch eine mit leichtem Zigiduft durchströmte Wohnstube finden wir heimelig. Aber jetzt, wo ich selbst nicht mehr rauche, beginne ich die rauchenden Damen jeder Altersstufe kritisch zu betrachten. Sie können keine Minute aufs Tram warten, ohne rasch eine Zigi anzuzünden und ein paar tiefe Lungenzüge zu machen. In den Gräbli zwischen Tramschiene

und Inselfrottoir liegen täglich unzählige, kaum angerauchte Stümpchen. Das finde ich schade, und solch eiliges Gerauche entspricht doch keineswegs der Zigarettenwerbung vom milden Genuss und so weiter. Mit ihren Feuerzeugen, die als letzter Modeschrei in waschledernen, mit Perlen bestickten Etuis um den Hals gehängt werden, hantieren die Damen wie alte Routiniers.

Kürzlich sass mir vis-à-vis in der Bahn eine strickende junge Frau, den Kaugummi im Mund herumwälzend, die Zigarette in die Mundecke geklemmt. Sie war so fleissig, dass der ab Zürich begonnene Pulloverärmel in der Nähe von Romont bereits fertig war. Das Wollgarnende wurde geschickt mit der brennenden Zigarette vom Knäuel abgetrennt. Das nenne ich Routine, und so etwas würde mir, falls ich überhaupt jemals in der Bahn lismen sollte, gar nicht einfallen. Dieses junge, langhaarige Vis-à-vis war eine Mischung von burschikoser Emanzipation und nostalgischer Fraulichkeit, denn lismen bei jeder Gelegenheit war bis dahin das Privileg der älteren Generation.

Da mache ich mir halt so meine Gedanken über all die Errungenschaften, die unsere Emanzipation mit sich bringt. Ob wohl dieses nervöse und geschäftige Getue zur vollständigen Gleichberechtigung in allen Sparten führen wird?

Früher hiess es immer, die Frauen würden älter als die Männer, und das komme daher, dass sie vernünftiger zu leben verstanden. Tun sie das auch heute noch? Was meinen Sie? *Irene*

Diversifikation am Corvatsch

Die Aktionäre der Corvatschbahn können zufrieden sein, denn die Bahn rentiert, im Gegensatz zu anderen Bergbahnen im Oberengadin und anderswo, die sanieren müssen. So nahmen denn an der Aktionärsversammlung 77 Aktionäre mit 8970 Stimmen zur Kenntnis, dass ihnen 11 Prozent

aus-respektive zugeschüttet würden. Niemand hatte etwas zu reklamieren, im Gegenteil, es wurden ganz phantastische Ideen geboren. So kam von italienischer Seite der Vorschlag, die Corvatschbahn AG könnte nun, da es ihr so gut gehe, interessante Projekte verwirklichen und sich und die Umgebung «weiterentwickeln». Dringend wäre z. B. eine Bahn ab St. Moritz-Bad über den Hahnensee, den Corvatschen von Osten her «erschliessend» und weiter äne abe bis zum Langensee! Dies wäre ganz im Dienst und Sinn der italienischen Hautevolée, die sodann ihr Oberengadiner Ferienparadies auf äusserst exklusive Weise – statt immer nur per Auto oder Helikopter – per Kabinenbahn erreichen könnten. Das Engadin würde dann dem Livigno oder dem Grödnertal an Entwicklung nicht mehr nachhinken, wo dank den Planungsergebnissen der italienischen Bahnbauer der freie Blick in die schöne Landschaft durch die Seilstränge hindurch merklich erschwert wird. Dafür sieht man schöne Bahnen, Bähnchen und Lifte samt Kabeln, Masten und Türmen – das ist auch etwas, und nicht wenig!

Es folgte ein Vorschlag aus zürcherischen Gefilden: Die Corvatschbahn könnte nun ihre Bahnprojekte und ihr Know-how bezüglich Rendite andern Kontinenten und andern Völkern offerieren als eine Art Entwicklungshilfe (natürlich nicht gratis, aber doch...), z. B. den Negern oder Arabern. Idi Amin oder Scheich Mutschir of Arabia wären sicher entzückt darüber, eine Corvatschbahn in ihren Landen zu haben. Es ergäbe sich zudem eine praktische Lösung für die am Corvatsch zwecks Pistenverbesserung abgesprengten Felsen und Steinplatten, die einem dort nur in den Weg kommen, und die eine gezielte Kanalisation der Skifahrerheere erschweren: sie könnten nämlich nach Arabien exportiert und dort zu einem absolut «ächten» zweiten Corvatsch aufgeführt werden. Zusätzlich die abasierten Alpenrosen und Enziane! Und wie wäre es mit einer

Aussiedlung der Murmeltiere, deren Löcher gefährliche Fallen für die Skifahrer bilden, in ferne Kontinente? Dann wäre man sie los.

Dem Corvatsch-Skifahrer werden für den kommenden Winter neue, überraschende Pisten und die Beseitigung schwieriger Flaschenhälse angekündigt. Sicher eine Leistung. Doch etwas bang, obwohl begeisterte Skifahrerin, sehe ich der Begegnung mit dem neuen Gesicht des alten Berges entgegen. Wird man ihn wiedererkennen? Wo sind die Grenzen dieser «Verbesserungen»? Man muss nicht Fanatikerin sein, um in den Ruf einzustimmen: genug Entwicklung am Corvatsch!

Rhätisana

Fünfundzwanzig Franken

Nachdem mein Bruder sich geweigert hatte, den kleinen Vorraum meiner Wohnung neu zu streichen, griff ich höchst eigenhändig zu Roller und Farbe und begann, diesen Teil meiner Wohnung zu verschönern. Ich tat es mit einem Hochgefühl, wie Michelangelo es zuweilen gekannt haben muss, als er die Decke der Sixtina zu Rom malte.

Bei Halbzeit schaute mein somalischer Nachbar herein. Er war des Lobes voll über mein Werk und erklärte mit Bestimmtheit, dass hierzulande nicht manche Frau solche «Schwerarbeit» tun würde. Geschmeichelt führte ich ihm vor, wie man mit Roller und Farbe innert kurzer Zeit eine grössere Fläche verwandeln kann. Er staunte: «Wenn man das bei uns daheim kennen würde! Aber da muss man noch Gips anrühren, und es ist staubig und heiss und kompliziert. Dies hier wäre so viel einfacher.» «Und billig dazu», erklärte ich fröhlich, «nur fünfundzwanzig Franken pro Kessel.» Da weiteten sich die dunklen Augen vor Bestürzung: «Fünfundzwanzig Franken? So viel Geld könnte bei uns niemand bezahlen!»

Beim Lesen, in Gedanken und Diskussionen, hatte ich mich schon oft mit der Armut in der Dritten Welt befasst, doch jetzt wurde mir der riesige Unterschied zwischen einem armen und einem reichen Lande zum erstenmal so richtig bewusst. Ich wurde verlegen und wusste keine Antwort...

Annemarie A.

Kinderlogik

Der fünfjährige Frank hat wieder einmal den Plauderi, er redet drauflos. Die Mutter versucht, ihn zum Schweigen zu bringen. Er aber rechtfertigt sich kurzerhand mit der Frage: «Wozu sind denn die Wörter da?»

WG

